

und Drähten fuhren die Leute nachts unter den Verband und kratzten die Wunden auf. Als dies durch unzugänglichen Verband gehindert wurde, heilten sie in wenigen Tagen. Erstaunlich blieb die Erfindungsgabe und Hartnäckigkeit dieser meist sehr primitiven Menschen.

Der Januar 1917 führte mich nochmals in den XVII. Korpsbezirk; eine Kommission sollte die Lazarette durchmustern und die Dienstfähigen ermitteln. Von den gemeldeten Fällen wartete die Hälfte die Kommission gar nicht ab, sondern meldete sich freiwillig gesund. Von den untersuchten 1791 Mann konnten 549 zur Front, 220 zur Garnison entlassen werden. Nur 818 waren weiterer Behandlung bedürftig.

Wieder fiel mir auf, wie unzweckmäßig die Verzettlung der Kranken auf zahllose abgelegenen Lazarette war; noch immer war es mir nicht gelungen, im Heimatgebiet Herz- und Magenstationen einzurichten. In Lauenburg lagen drei Mann, die aus Mazedonien schwere tropische Malaria mitgebracht hatten. Ich frug den Arzt, wie er sie behandle: „Sie bekommen täglich 20 Tropfen Chinatinktur.“ Das war Scheinbehandlung; eine Sammelstelle, etwa in Danzig, unter Leitung eines in Malaria erfahrenen Marinearztes hätte den Leuten Monate des Fiebers und der Entkräftung erspart.

Im ganzen aber waren die Lazarette in erfreulichem Zustand, der Eifer der Ärzte und des Personals jeder Anerkennung wert.

Die Türkei

Am 16. Februar 1917 erreichte mich im hintersten Winkel Galiziens ein Telegramm des Feldsanitätschefs, das mich für drei Monate nach der Türkei kommandierte „zu im Interesse der Heeresverwaltung liegenden ärztlichen Studien bei deutschen und verbündeten Truppen“. Ich ordnete meine Verhältnisse, meldete mich ab, war am 21. Februar in Berlin, um die nötigsten Informationen zu erhalten und einige Ausrüstungen zu besorgen. Viel war nicht zu erfahren. Man verwies mich auf Konstantinopel. Am 3. März bestieg ich den Balkanzug, der bis zur Reichsgrenze als D-Zug

geführt wurde; in Ungarn nahm er dann den Charakter eines Bummelzuges mit Lokalverkehr an; die Bundesbrüder sparten sich einen eigenen Zug, und die Fahrgäste sahen nach Kleidung und Benehmen nicht aus, als ob sie Fahrkarten 1. Klasse bezahlt hätten. Immerhin gab es reichlich und gut zu essen, anders als in der Heimat. In Serbien und Bulgarien wurde es anders, der Zug schlich im Schneckentempo und unter fortwährendem Halten; der Ober verkündete, es werde kein Abendbrot geben. Da war uns ein zweistündiger Aufenthalt in Sofia willkommen, wo wir uns mit Butter, Käse und herrlichem Weißbrot versorgen konnten. Hinter Nisch kursierten wilde Gerüchte: Komitatschibanden unter französischen Offizieren hätten tags zuvor den Zug angegriffen; es wurden Flinten verteilt, sie sind aber nicht in Aktion getreten. Nach drei Tagen war Konstantinopel erreicht: mir waren sie wie im Fluge vergangen. Die fremdartige, abwechslungsreiche Landschaft, die Puszta Ungarns, die wilden Gebirgslandschaften hinter Nisch, das an Mitteldeutschland erinnernde Bauernland Serbiens, die Tschataldschahöhen und endlich die Steppe Thraziens mit ihren Büffelherden und Kamelkarawanen boten dem Auge stets fesselnde Bilder. Zudem führte die lange Fahrt die Reisenden unwillkürlich zusammen. Da war eine Berlinererin, die nach Sofia wollte, um einen Bulgaren zu heiraten, einige Krankenschwestern, Offiziere, Deutsche, Bulgaren, Türken; auch ein türkischer Prinz, der sich sehr wichtig vorkam. Dann fuhr mit uns der bekannte Bildhauer Prof. Fritz Behn aus München. Unsere jüngeren Brüder waren befreundet gewesen, nun ergaben sich bald vielfache Beziehungen. Endlich fuhr mit mir Prof. Viktor Schilling, der in Aleppo stationiert war und von einer Urlaubsreise zurückkehrte. Die Türkei war gleichsam Kolonialgebiet, jeder kannte den andern, und ehe wir nach Konstantinopel kamen, war ich über die wichtigsten Personen, ihren Charakter und ihre Schicksale einigermaßen unterrichtet. Vom südlichen Klima merkte man nichts; Serbien lag unter Schneedecke, Konstantinopel war kalt und windig.

Die Ankunft des Balkanzuges war immer das Ereignis des Tages: wer konnte, war an der Bahn, Bekannte zu empfangen

und zu begrüßen. Mich holte Oberstabsarzt Collin ab, der Oberste Sanitätsoffizier der Militärmission (kurzweg Dsanoff genannt), und geleitete mich nach dem Perahotel. Wer nur Galata und Pera sieht, kann glauben, in einer italienischen Stadt zu sein; schmale Straßen mit hohen Häusern, enge dunkle Gäßchen; die breite Perastraße mit ihren glänzenden Läden, Kaffeehäusern und Varietés machte die Ausnahme. Was da verkehrte, ging in europäischer Tracht, die Türken mit Tarbusch, die Türkinnen in einer Art schwarzem, seidnem Domino, schon damals nur zum Teil noch verschleiert. Am Hafen wurde es freilich bunter: alle Abstufungen der Gesichtsfarbe bis zum dunklen Neger-schwarz; Kleider und Tücher aller Farben, würdige Mollahs neben griechischen und armenischen Priestern: ein Bild, so bunt man es wünschen mag. Das Perahotel, der Eisenbahngesellschaft gehörend, war das übliche Hotel ersten Ranges mit einer Unzahl von Kellnern und Pagen, bewohnt von einer merkwürdigen Mischung von Offizieren, Beamten, Geschäftsleuten, Schiebern; der Fünfuhrtee mit Wiener Musik war Treffpunkt der eleganten Welt, die Abende oft belebt von den munteren und übermütigen Fliegern, mit denen ein türkischer Prinz freundschaftlich verkehrte.

Vorgeschichte des Krieges in der Türkei

Über den Gang des Weltkriegs auf den europäischen Schauplätzen kann sich jeder leicht unterrichten. Weniger bekannt sind die Vorgänge in der Türkei; es mag daher berechtigt sein, sie als Vorbereitung der kommenden Erzählungen kurz zu schildern.

1877/78 im russisch-türkischem Kriege waren die Mängel der Armee an Ausrüstung und Ausbildung deutlich zutage getreten. Sultan Abdul Hamid erbat deshalb Hilfe von der stärksten Militärmacht, von Deutschland. Eine Militärmission unter General Kähler wurde 1882 nach Konstantinopel entsandt; die Führung übernahm